

Der Spielmann von Echternach : nach einer französischen Osterlegende

Autor(en): **Weckerle, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Spielmann von Echternach

Nach einer französischen Osterlegende von Rudolf Weckerle

Echternach ist eine kleine Stadt in Luxemburg. Es liegt inmitten einer reizvollen Landschaft am Fuße sanfter Hügel, die mit fruchtbaren Weinreben bepflanzt sind. Oft wird diese schöne Gegend die Schweiz der Niederlande genannt. Zuoberst auf einer Hügelfuppe steht die sehr alte Kirche des Städtchens. Eine schmale Treppe von dreihundert Stufen führt hinauf; sie ist so steil, daß man sie mit einer Leiter vergleichen möchte, die an den schroffen Berg, auf dem das Gotteshaus liegt, zu lehnen scheint.

Eine Legende, die in jener Gegend stark verbreitet ist, erklärt uns den Grund und Ursprung dieser merkwürdigen Bauweise.

Es wird erzählt, daß in längst entschwundener Zeit ein junger Mann, der nach einem gottlosen Leben wieder zum Licht unserer heiligen Religion sich zurückgefunden hatte, dem Herrgott das Versprechen gab, wenn er einmal verheiratet sei, mit seiner Gemahlin eine Pilgerfahrt ins Heilige Land zu unternehmen.

Des Mannes Name war Johannes. Doch wegen seines hohen, schlanken Wuchses und seinen langen, etwas schlotterigen Beinen hatte man ihm den Beinamen gegeben: Der lange Johannes.

Bald darauf heiratete er, und eines Tages reiste er mit seiner jungen Frau ab. Während fünfzehn Jahren ward von den beiden nichts mehr gehört.

Nachdem Johannes Verwandte lange Zeit vergeblich auf seine Heimkehr gewartet und auch nie die geringste Nachricht von ihm erhalten hatten, hielten sie ihn für tot, und seine Erben teilten unter sich seine Güter, zu denen auch ein schöner Weinberg gehörte.

Da, an einem Ostersonntagmorgen ging das Gerücht durch die Stadt, daß Johannes zurückgekehrt sei. Und wirklich, er wurde auf dem Marktplatz gesehen. Umgeben von einer Menge neugieriger Leute, zu denen sich immer mehr gesellten, erzählte er mit lebhaften Gebärden von seinen Erlebnissen und Abenteuern aus fremden Ländern.

Seine Verwandten zeigten nur wenig Freude, weil sie sich nun gezwungen sahen, die Güter von Johannes, der so unerwartet in seiner Heimat aufgetaucht war, wieder zurückzugeben.

Johannes machte nicht wenig Eindruck, wie er so, von der Menge umringt, dastand mit sonngebräuntem Gesicht, die Größten der Umstehenden um Haupteslänge überragend. Nicht ohne Stolz zeigte er den erstaunten Zuschauern ein fremdartiges Musikinstrument. Es war eine Art Geige, die zu jener Zeit in diesem Land noch unbekannt war. Johannes hatte das Instrument mit sich getragen durch manches ferne Land, wo ihn tausend Gefahren umgaben, denen er oft nur wie durch ein Wunder entgangen war; denn wilde Sarazenenhorden streiften damals über die weiten Ebenen des Morgenlandes und verfolgten die frommen Pilger.

Da rief einer von Johannes Verwandten, und seine Stimme tönte nicht freundlich:

„Wo hast du deine Frau gelassen, Johannes?“

„Ich habe sie verloren,“ sagte er schlicht und einfach, mit gesenktem Kopf und traurigen Augen.

Und als man auf ihn eindrang, mehr zu sagen, weil man sein Stillschweigen für verdächtig hielt, wiederholte er:

„Ich habe sie verloren ...“

Und indem er auf seine Geige zeigte, fügte er bei:

„Doch ich habe die da gefunden und hierher gebracht. Manchmal tröstet sie mich.“

Johannes gehörte zu den Menschen mit einem empfindsamen Herzen, und so brachte er es nicht über sich, die gräßlichen Umstände zu beschreiben, unter denen seine Frau ihres Glaubens wegen von den Sarazenen getötet worden war. Alle die traurigen Erinnerungen wieder nach zu rufen, tat ihm in tiefster Seele weh. So blieb er schweigsam und sagte nur noch, daß es nicht mehr lange dauern werde, bis die Wider-

sacher Christi, wie eine verderbliche Flut, auch in das Abendland eindringen würden.

Niemand konnte den Sinn seiner Worte, die er schlicht und ruhig über die Menge hin gesprochen, verstehen. — Johannes sei nicht mehr recht im Kopfe, meinten viele.

Und, als ob Johannes die Gedanken der Menge erraten hätte, sprach er über diese ernste Sache nicht weiter. Seine Augen, in welchen eine sanfte Melancholie lag, blickten sinnend in die Ferne, wo draußen vor der Stadt die Rebhügel im Frühlingslicht friedlich glänzten. Da tat Johannes die Frage, ob jemand während seiner langen Abwesenheit für sein Haus und seinen Weinberg gesorgt habe.

Die Verwandten verharrten in feindseligem Mißtrauen. Keiner gab eine Antwort. Sie alle waren der Ansicht, daß sie mit diesem Schwarmgeist und Dummkopf schon fertig würden. Mit finsternen Mienen standen sie zusammen und waren sich bald einig, Johannes des Mordes zu beschuldigen; er habe seine Frau getötet, behaupteten sie kurzweg. Und ohne weitere Untersuchung wurde Johannes, der sich ohne Auflehnung in sein Schicksal ergab, in einen düstern Turm geführt. Daß ihm die Bitte gewährt wurde, seine geliebte Geige behalten zu dürfen, tröstete ihn.

Wie lange hatte er schon in seinem dunkeln Kerker geschmachtet und sich nach Licht und Erlösung gesehnt? In den einsamen Stunden strich er mit zitterndem Bogen zärtlich über die Saiten seiner Geige hin, und ihre Töne weckten in seinem Herzen süße Träume und liebe Gedanken.

Eines Tages sagte ihm der Kerkermeister, daß ein Mann ihn, den mutmaßlichen Mörder, zum Duell herausgefordert habe. Johannes wurde ins Freie geführt, wo man ihm ein großes Schwert in die Hand drückte. Ihm gegenüber stand aus Johannes Verwandtschaft ein robuster Mann mit drohender Haltung, ebenfalls mit einem Degen bewaffnet.

Johannes, der mit seiner Geige besser umzugehen verstand als mit dem Schwert, war von seinem Rivalen bald überwältigt. Mit blutenden Wunden stürzte er zu Boden. Gottes Gerechtigkeit habe ihn offensichtlich seiner Schuld

überwiesen, so hieß es. Der arme Johannes wurde zum Tode verurteilt.

Auch in dieser schwersten Prüfung, in Gottes heiligen Willen ergeben, lehnte sich Johannes nicht auf gegen sein Schicksal. Doch wandte er sich zur heiligen Jungfrau und bat sie inständig, ihm aus seiner Not zu helfen.

Am folgenden Tag, früh am Morgen schon, wurde Johannes vor die Richter geführt. Als diese den Verurteilten fragten, ob er vor seiner Hinrichtung noch einen letzten Wunsch habe, jagte Johannes nur:

„Ich bitte Euch, mir die Hände nicht zu binden. Und wenn ich meine Geige mitnehmen darf, bin ich Euch von Herzen dankbar.“ Sein Wunsch wurde ihm erfüllt.

Gefaßt ging Johannes hinter den beiden Wachtsoldaten einher. Die Geige an die Wange gepreßt, strich er mit dem Bogen über die Saiten und entlockte seinem Instrument die munteren Töne eines Scherzos. Die Menge war höchst erstaunt über dieses fröhliche Spiel eines zum Tode Verurteilten.

Man war auf der Höhe des Berges angekommen, wo auf einem Felsvorsprung der Galgen düster und riesig in den Himmel ragte. Drückende Stille legte sich auf die Menge.

Johannes ließ seine Geige sinken; sie hing am Ende eines roten Bandes, das um seinen Hals ging. Seine langen blonden Haare flatterten im frischen Wind. Wohl war der Verurteilte bleich, aber nicht ohne Fassung, und still für sich, in tiefer Andacht, betete er:

„Heilige Jungfrau, der Wille Deines Göttlichen Sohnes geschehe! Wenn es Euch wohlgefällig ist, mir mein Leben zu erhalten, um Euch zu lieben und zu dienen, oh, dann helft mir!“

Und langsam stieg er die ersten Sprossen der Leiter hinan.

Da hielt er plötzlich inne und richtete an den Henker die Bitte, ihn noch ein letztes Mal auf seiner Geige spielen zu lassen.

Der Henker nickte, und Johannes nahm seine Geige und begann zu spielen. Leis und verhalten schwebten die Töne einer Volksmelodie über die atemlos lauschende Menge hin. Klang es nicht wie ein Loblied zur Ehre Gottes? Wie ein zärtliches und frommes Gebet stiegen die